

Volksglaube und Volksbrauch aus Oberthal im Emmenthal

Autor(en): **Schwartz, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde**

Band (Jahr): **9 (1913)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-180747>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



BLÄTTER FÜR BERNISCHE GESCHICHTE
KUNST UND ALBERTUMSKUNDE

R. MÜNCHER.

Heft 1.

IX. Jahrgang.

Mai 1913.

Erscheint 4mal jährlich, je 4—5 Bogen stark. Jahres-Abonnement: Fr. 4. 80 (exklusive Porto).

Jedes Heft bildet für sich ein Ganzes und ist einzeln käuflich zum Preise von Fr. 1. 75.

Redaktion, Druck und Verlag: Dr. Gustav Grunau, Falkenplatz 11, Bern, Länggasse.

Volksglaube und Volksbrauch aus Oberthal im Emmenthal.

Von Fritz Schwarz, Sekundarlehrer in Schwarzenburg.



Die sonnige Gemeinde Oberthal erstreckt sich am Südabhang der Hundschüpfen vom Abhang, der sich östlich gegen Signau senkt und auf einem Vorsprung die Ruine des Signauschlusses trägt, bis zu jener Stelle, wo eine der Hochwachten stand, oberhalb Grosshöchstetten, von wo das Gelände sich nach Westen nach Grosshöchstetten und Biglen verflacht. Die Bevölkerung verteilt sich auf 7 Weiler und viele Einzelhöfe, beträgt ca. 900 Seelen, nimmt jedoch an Zahl ständig ab. Politisch dürfen sie in weitaus grösster Zahl als frei-

sinnig gelten, der „Schweizerbauer“ und das „Emmenthalerblatt“ sind die meistgelesenen Zeitungen. — Viele der unten mitgeteilten Bräuche sind mir unter Lachen als „Aberglauben“ mitgeteilt worden und andere sind nur noch wenigen bekannt und heilig, so dass in absehbarer Zeit das meiste aus dem Volksleben verschwunden sein wird.

Am längsten mögen Vorzeichen des Todes im Volksglauben fortleben: denn tritt einmal nach einem solchen ein Todesfall ein, so ist der Glaube daran wieder auf Jahre hinaus neu gefestigt und lebendig. Verbreitet ist die Meinung, dass wenige Stunden vor dem Hinscheiden eines Kranken sich am Fenster oder an der Türe ein Klopfen hören lasse, oder dass sich eine Türe von selbst öffne. Beides mag durch das unheimliche Gefühl entstanden sein, das jeden beschleicht, wenn, wie von unsichtbarer Hand geöffnet, die Stubentüre sich zu bewegen beginnt, oder wenn es im Hause klopft, ohne dass die Ursache zu entdecken ist. Da mögen dann die Sprachbilder: der Todesengel klopft an die Türe und ähnliche wirksam werden. Blüht das Weisskraut, „Kabis“ genannt, im ersten Jahr, so soll es eine Hochzeit geben, „stengelt“ es dagegen nur auf, ohne zu blühen, so tritt ein Todesfall ein. Ein Maulwurf, der unter dem Hausdach wühlt, will jemanden hinausstossen; wiehert das Pferd am Leichenwagen, so „ruft es jemanden nach“; entsteht im Leichenzug eine Lücke, so wird einer aus dem Zug bald sterben; setzt sich ein Rabe auf die First, so stirbt bald jemand im Hause; die Totenuhr ist auch bekannt, doch wenig und wie es scheint, mehr aus dem Lesestoff. Ist bei der Taufe eine Patin schwanger, so stirbt der Täufling oder das zu erwartende Kind bald.

Lange werden auch die Zeichen beliebt und bekannt bleiben, die Glück und Unglück voraussagen: der Aberglaube beruht nicht zum kleinsten Teil auch auf der Neugierde der Menschen, so die Wahrsagekunst und Geisterbefragung der Spiritisten! Glück bedeuten die weissen Zeichen auf den Fingernägeln, als „nornaspur“¹⁾ schon aus der altgermanischen Literatur bekannt, ebenso die Raben, wenn man aus

¹⁾ Rich. M. Meyer, *Altgermanische Religionsgeschichte*, S. 155.

ihrem Nest eine „gewisse“ Wurzel hole. Diese verwandle sich dann in eine Kröte, die, unter den Ofen gebracht, als „Alrune“ Geld, das man unter sie lege, über Nacht verdopple. Die Doppelstellung der Raben, die bald Glück und Geld, bald Unglück und Tod bringen sollen, ist wohl dadurch zu erklären, dass einerseits die Erinnerung an Hugin und Munin lebendig blieb, während diesem Glauben die christlichen Apostel mit ihrer Verlästerung der heidnischen Tiere entgegentraten. Diese Doppelstellung beobachten wir auch beim Pferd, dem man übernatürliche Fähigkeiten zuschreibt, indem man es Geister sehen lässt, die ein Mensch nicht sehen kann, andererseits aber sein Fleisch nicht geniessen will. „Das tun die Hexen und Leute, die allem nichts danach fragen“, sagte man mir: genau so lehrte im frühen Mittelalter die Kirche. Die Neugierde junger Leute äussert sich oft in der Frage nach Name und Art der oder des Zukünftigen. Das ist auch im Oberthal so. Ihnen stehen folgende Wege offen: In der St. Andreasnacht, am 30. November, treten sie auf das seitliche Brett ihres Bettes und sagen dazu: „Andreas i bitte di, Bettlade i tritte di, dass du mir ziige witt hinecht diesi Nacht mi härzliebe Schatz. Hett er Ross, so rittet er, hett er Chüe, so tribt er se, hett er nüt, so chöm er süscht, i dene Chliidere, wo-n-er süscht drin z'Predig gange-n-ischt.“ Oder: Das Mädchen wischt mit dem Hemd den „Tschüepilade“ (das ist das keilförmige Brett, das unter der Schwelle hinein zwischen die andern Bretter des Zimmerbodens geschoben wurde, beim Zusammendorren des Holzes immer nachgeschlagen werden konnte und so die Fugen verschwinden machte; anfänglich musste es unter der Schwelle aussen etwas vorragen) und wenn es dieses Brett gewischt hat, wirft es den Kehricht über die linke Schulter nach hinten und schaut schnell in den Spiegel, dort sieht es den Zukünftigen. Oder man bäckt stark gesalzene Brötchen, wenn man nach deren Genuss durstig wird, bringt er zu trinken. Die beiden letztern Anweisungen gelten für die sogenannte alte heilige Nacht, ebenso die folgenden: Man geht zu 9 Brunnen, trinkt von jedem 3 Schlücke Wasser und geht dann in die Kirche, da begegnet einem der Richtige. Um die Witterung für das ganze Jahr vorauszu-

bestimmen, legt man in der gleichen Nacht Salz auf 12 Zwiebelhülsen, die die Monate bedeuten, je nachdem diese bis am Morgen Wasser anzuziehen vermögen, werden die Monate nass oder trocken. Die jungen Männer klopfen an einen Schafstall, blöckt ein junges Schaf, so bekommen sie eine junge, schöne Frau, blöckt ein altes, so tritt das Gegenteil ein. Dafür können die Mädchen ein Scheit aus einer Beige ziehen und an seiner Form sehen, ob sie einen wohlgestalteten oder einen „ungeschlachten“ Mann erhalten werden.

Die „alte heilige Nacht“, der 5. Januar, also die Weihnacht des julianischen Kalenders, ist neben dem „alten heiligen Tag“ eine der wichtigsten Zeiten, in gewissem Betracht wichtiger als die Christnacht. Die Kühe können in dieser Nacht reden und prophezeien. Einmal hörte ein Bauer unter der Krippe liegend, wie eine Kuh zur andern sagte: In dieser Woche noch wird unser Meister ein Bein brechen. Sofort ging dieser ins Bett und wollte nicht mehr aufstehen bis die Woche herum wäre. Am letzten Tage merkte er eine Maus im Bette und klopfte sie mit Mühe heraus. Als sie unter dem Bett hervorkam, sprang er im Eifer auf — und brach ein Bein. Fatalismus ist übrigens eine hervorstechende Eigenschaft des Emmenthalers. (Vergl. C. A. Loosli, Mys Dörfli, S. 9.) Am alten heiligen Tag soll man kein Pferd aus dem Stall nehmen, die Kühe bekommen doppelt so viel Futter wie sonst, man klopft an die Bäume, damit diese im künftigen Jahr Frucht tragen, man holt Stechpalmen und stellt sie in die Ecken des Stalles, um die Hexen abzuwehren. Das Backen der „Züpfen“, jenes Gebäcks aus Mehl, Butter und Eiern, aus drei armsdicken Teigrollen wie ein Zopf geflochten, wird auf wenige Tage vor Neujahr verlegt. „Wo das Christkind kommt, kommt der Neujahrmutti nicht; wo dagegen das Christkind nicht kommt, hat man dafür den Neujahrmutti. Das erste Christkind kam von Grosshöchstetten, etwa in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Es hatte eine Glocke bei sich. Der Neujahrmutti dagegen trug einen langen Bart und einen grossen Mantel und zog einen breiten Hut tief über den Kopf. Man hatte nur am Neujahr Backwerk, der Neujahrmutti brachte es, erst um 1870 begann man auch zu Weihnachten

Backwerk herzustellen und Geschenke zu geben.“ So erzählte mir meine Mutter. Name und Beschreibung des „Mutti“ legen uns den Gedanken nahe, dass wir hier eine Erinnerung an Wodan vor uns haben. Gegen die Verbreitung des Wodankultes auf oberdeutschem Boden spricht sich, wie die meisten andern Mythologen, auch Rich. M. Meyer a. a. O. S. 225 aus. „Wahrscheinlich war er nicht oberdeutsch: auf diesem Gebiet findet sich in Orts- und Personennamen, Benennungen von Pflanzen u. dgl. kein Bezug auf ihn. Die Nordendorferspange, die ihn nennt, ist auf oberdeutschem Gebiet gefunden, braucht aber nicht dort entstanden zu sein. Immerhin bleiben einige fragliche Zeugnisse.“ Zu diesen „fraglichen Zeugnissen“, der Nordendorferspange und den Sagen vom wütenden Heer käme nun diese Erscheinung des Neujahrmutti. Seine äussere Erscheinung entspricht vollständig dem Wode oder Hackelberend Deutschlands. Sein Name ist durch die lautgesetzlichen Veränderungen aus Wuotans Heer in Muotans, Muotes, Muttis Heer abgewandelt worden. Wuttke in seinem „Deutschen Volksaberglauben der Gegenwart“ (Berlin 1900, S. 18) gibt als dialektisch-schweizerischen Namen an „Muotesheer“ und aus dem Lauterbrunnental wurde mir „Müetis Heer“ als der gewöhnliche Name des wilden Heeres angegeben, so dass wir zwei Zwischenglieder zwischen Wodan und Mutti sicher bezeugt hätten. W gegen m wird auch vertauscht in wir, das schweizerdeutsch mir heisst, dagegen fehlen, scheint es, die Beispiele für die Verkürzung von Doppelselbstlautern in einfache; im Gegenteil hat die berndeutsche Mundart eher die Neigung, aus einfachen Selbstlauten doppelte zu machen, so z. B. in Mutter, Rudolf, Ulrich, Futter. Immerhin beobachte man die berndeutsche Aussprache in Stiefel und nieder. Allmählich beginnt nun der „Samichlaus“ die Stelle des Neujahrmutti einzunehmen. Vom „Türstegjeg“ vernahm ich folgendes: Ein Schleichjäger wartete auf dem Anstand an einer Stelle, wo er im Schnee Hasenspuren gefunden hatte. Da kam zuerst eine Frauensperson, dann noch eine oder zwei, alle redeten, aber in einer unverständlichen Sprache, und jede lief so schnell sie konnte. Zuletzt kam ein Mann, der lief am schnellsten, und bei jedem

Atemzug kam ihm Feuer zu Mund und Nase heraus. Voll Grausen ging ich heim. Am folgenden Morgen ging ich aus Neugierde, um ihre Spuren zu untersuchen. Aber da waren nur Hasentritte im Schnee: es sind eben verhexte Leute, die früher auf den Schlössern wohnten und immer jagten. In den nächsten Tagen aber war ein fürchterliches Stürmen, und viel Schnee fiel darauf.“ Alle Elemente der Sagen vom wilden Jäger sind hier vertreten: die Windsbraut, der Jäger und der Sturm, und zwar in einer so selbständigen Form, dass der Einfluss von Büchern ganz ausgeschlossen ist. Wenn man nicht annimmt, dass der Mittwoch als Wodans Tag bei uns von der christlichen Geistlichkeit verwünscht worden ist, so könnte man schlechterdings für die Unbeliebtheit des Mittwochs bei uns keine Erklärung finden; die Anschauung, dass der Mittwoch ein verworfener Tag sei, setzt sozusagen den Wodankultus voraus. „Hüt ischt Mittwuche, stoss d’Nase i d’Tischdrucke“, d. h. bleib zu Hause, sagt ein Spruch. Am Mittwoch soll man keine Stelle antreten, nicht zügeln, keine wichtige, längere Arbeit beginnen, nicht backen, sonst geht das Brot nicht auf, und nicht Kabis einmachen, sonst wird er nicht sauer. Mittwochkinder missraten, beginnt die Schule am Mittwoch, so verlieren die Kinder den Lerneifer, ebenso geraten Kälber vom Mittwoch nicht, man soll nicht handeln, keinen Prozess anfangen, nicht heiraten und nicht Flachs säen! „Am Montag gehen die „z’Chiw“, die sich fürchten, am Mittwoch die Rüdigen und am Donnerstag die Hochzeiter.“

Lebendig ist noch in starkem Masse der Glaube an die wiederkehrenden Seelen, wobei man sich diese noch durchaus als „wího atum“ vorstellt. So wurde einer, der einen Erhängten herabnahm, von dessen Frau nachher gefragt, ob er nichts von der Seele gemerkt habe, nachdem er den Strick gelockert. Oder: Es entschlief eine Magd beim Rüsten von Obst. Da kam aus ihrem Munde ein Mäuslein und ging fort. Sie legten die Magd auf die andere Seite. Nach einiger Zeit kam das Mäuschen zurück, suchte lange, fand aber den Mund nicht mehr. Dann war jedoch die Magd tot. Ein andermal habe ein Mädchen dem Jüngling immer genau gesagt, wann er zu

ihm „z'Chiwt“ kommen solle, da sei er einmal unbestellt gegangen. Er fand sie wie tot und das Schiebfenster offen. Er setzte sich voller Angst auf den Ofen. Da fing es draussen heftig zu winden an und nach einem heftigen Luftzug durchs offene Fenster begann sich das Mädchen wieder zu regen. Ein anderer sollte immer das Fenster offen lassen, da habe er es einmal geschlossen, da sei das Mädchen am Morgen tot gewesen, weil die Seele ausgegangen war und nicht wieder in den Körper zurückkehren konnte. Solche Leute plagen dann andere als „Doggeli“, wie wir den Alpdruck nennen. Das Doggeli wird ausgetrieben am Freitag morgen vor Sonnenaufgang, da prügelt man mit einer Haselgerte das Bett und die Person selbst durch, die vom Doggeli geplagt worden ist. Dann hat in Wirklichkeit die Person, deren Seele das Doggeli ist, die Schläge erhalten und wenn man nach der Doggeliaus-treibung die Person, der man diese Tätigkeit zutraut, betrach-tet, so sieht man deutlich die Spuren der Schläge. Das Dog-geli wird auch vertrieben von einem Bockshorn oder Messer im „Unterzug“, oder durch einen eingeschlagenen „Bund-haken“, an den man eine schwere Kette hängt. Wird ein Dog-geli angegriffen, so wehrt es sich bis aufs äusserste, denn es geht ihm eben ans Leben. Die „Doggelizüpfen“, verwirrte Haare der Pferde, muss man mit dem Messer durchschnei-den, damit sie verschwinden. Das Doggeli erscheint oft, ja fast ausschliesslich, als Katze und gilt so sicher für die Seele einer „Hexe“, dass es schwer ist, zu unterscheiden, was Hexe und was Doggeli ist. So wurde z. B. ein Kind krank. Der Vater ging zu den Kapuzinern — es war in den 50er Jahren — und die sagten ihm, er solle schauen, ob nicht alle Mittage eine Katze komme, der sollen sie einen Schlag zu geben su-chen. Das geschah nach langen vergeblichen Versuchen. Die Katze wurde vom Fenstersims auf die Erde geschleudert und lief hinkend weg. Am selben Tag aber brach eine bekannte Hexe in der Nähe ein Bein. Die Katze wurde nie mehr ge-sehen, und das Kind wurde gesund. Die Hexen erkennt man daran, dass sie vor dem Gruss stets etwas anderes sagen, z. B. Tueschte guume, grüessti! Auf den Kreuzwegen halten sie ihre Versammlungen. Da ging einer auf eine Tanne und

hörte da dem Gespräche der Hexen zu. Sie erzählten einander, was sie gemacht hatten. Eine sagte, sie habe eine Müllerstochter verhext, die schwerlich gesund werden könne, nur dadurch, dass man ihr das Blut eines weissen Pferdes zu trinken gebe. Er suchte darauf das angegebene Haus auf und fand hier einen grossen Jammer, denn die Tochter war krank und geistesgestört. Er gab ihnen das Heilmittel an und sie wurde sofort gesund. Geht man 9 Schritte in den Fusstapfen einer Hexe, so kann sie nicht mehr gehen. Ein Schulknabe versuchte das bei einer bekannten Hexe in den fünfziger Jahren. Da kehrte sich diese plötzlich um und sagte: Du kommst mir neue stark nach! Dadurch kam er aus dem Schritt und der Versuch war ihm misslungen.

Wenn der Tod des Familienvaters eingetreten ist, so geht man zu den Bienen und hebt die Körbe. Nicht mehr allgemein bekannt ist, dass man es den Bienen sagen soll, dass sie nun einen neuen Meister bekommen, und dass der alte tot sei. Im Sterbezimmer wird sofort ein Fenster geöffnet und offen gelassen, so lang der Tote noch daliegt; wird er herausgetragen, so sollte man sofort wischen, damit es später nicht riecht. Das Waschtuch, mit dem der Tote gewaschen wurde, wird um den Stamm eines süsse Aepfel tragenden Baumes gewunden. Verfault es dort nicht, so ist die Seele nicht befriedigt und kommt nicht zur Ruhe, verwest es ohne weiteres, so ist das ein Zeichen, dass die Seele ihre Ruhe gefunden hat. Zu viel Trauern und Weinen wird nicht gern gesehen, „man soll dem Toten die Ruhe gönnen“. Wir denken da unwillkürlich an die Geschichte vom „Tränen-Krüglein“. Den gestorbenen Kindbetterinnen muss man gute Schuhe anziehen, weil sie wiederkommen müssen, um ihr Kind zu stillen. Man lässt beim Kind nachher auch immer ein Fenster offen und stellt ihr warme Schuhe bereit. Als einmal eine Kindbetterin, die sterben musste, jammerte, wie es ihr zuwider sei, dann vom Friedhof allein zurückzukehren, versprach ihr der Knecht, sie zu begleiten. Er tat es, und als sie dann schliesslich zum letzten Mal kam, da regnete und stürmte es fürchterlich. Wenn einer wiederkommt, so liess man ihn früher von den Kapuzinern einschliessen. In einem der Häuser ging so einer

um. „Als eines Abends der Bauer seiner Kuh wachte, sagte eine Stimme zu ihm: Gang dünne, i wott da düre. Seiner Frau wurde stets die obere Kuchentüre geöffnet, schliesslich wurde sie zornig und rief ein Schimpfwort. Am Morgen hatte sie einen geschwollenen Kopf. Sie mussten stets einen weissen Ziegenbock halten, sonst gab's Unglück im Stall.“

Um Unglück zu verhüten kennen wir noch verschiedene Opferbräuche. So begrub in den 70er Jahren ein Bauer während eines Kälbersterbens ein Kalb vor der Stalltüre, wo alle Kühe darüber weg zur Tränke schreiten mussten. In den fünfziger Jahren nagelte bei einem gleichen Anlass ein anderer einen Kalbskopf an den Firstbalken hinauf. Beim Nahen eines starken Gewitters legt man das Tischtuch mit den Tischgeräten in die Dachtraufe. Die Geschirre sollen leer sein, sagte mir eine Frau, damit „er“ sieht, dass wir noch etwas nötig haben, während ein anderer Brot und was er sonst vom Essen zur Hand hatte, hinauslegte: als Opfer an Donar. Holz, in das der Blitz geschlagen hat, soll man verschenken, es knistert, wenn man es zum Bauen braucht und zieht den Blitz immer an. Beim Aufrichten eines Neubaus wird „Firabe dopplet“, dabei schlagen die Zimmerleute im Verein mit den Hausbewohnern im Takt auf einen grossen Balken, dass das Klopfen weithin ertönt. Auch dies scheint mir eine Art Opfer für Donar darzustellen, eine Nachahmung seiner Tätigkeit mit dem Hammer.

Heilmittel sind wenige bekannt. Das Rezept zum Austreiben des Doggeli, das oben angegeben ist, darf nur an jüngere Leute weitergesagt werden, sonst wird es unwirksam. Meisselt man ein Loch in eine Birke, eine Eiche oder in einen Schlehdornstamm, legt 3 Büschel Haare, Zehen und Fingernägel eines Bruchleidenden hinein und verschliesst die Oeffnung wieder, so verwächst mit dieser auch der Bruch. Soll ein Kind gut klettern lernen, so werfe man das erste Badwasser über einen Baum. Warzen vertreibt man, indem man sie beim Läuten der Totenglocke abwäscht und dabei sagt: Jetzt lüte si dem Tote i ds Grab, drum wäsche-n-i mini Wärzen-ab; oder man wäscht sie in Bachschaum (der vergänglich ist) oder man reibt sie, indem man den zunehmenden Mond

betrachtet und dazu sagt: Das, wo-n-i aluege söu mehre u das, wo-n-i ribe söu mingere.“ Oder man macht so viel Knöpfe in eine Schnur als man Warzen hat und lässt die Schnur dann fallen. Wer sie aufhebt und behält, erbt die Warzen. Für den Viertel der Kühe wurde eine Scholle mit dem Messer ausgestochen, ein Kreuz hinein gemacht, darauf gemolken und die Scholle wieder gesetzt. Um die Feigwarzen zu vertreiben, schneidet man eine ab, steckt einen Nagel hindurch und legt sie dann auf den Flammenstein, „der bringt allem, was man darauf legt, den Tod“. Eine andere Art des Bruchheilens besteht darin, dass man in den drei höchsten Namen durch eine gespaltene Birkenrute schlüpft und diese wieder zusammenbindet. Schmalweidigen Kühen gibt man im Mai drei kreuzförmige Weisstannenreiser zu fressen. Gegen die Skrophulose der Kinder, die „Rüppsucht“, legt man das Kind drei aufeinanderfolgende Freitage in die Krippe und lässt es von den Kühen beriechen. Den ersten Brei mit Lindenholz gekocht, gibt ein artiges Kind, wie Regenwasser vom Freitag zur Suppe genommen zahme Ehemänner geben soll. Beim Kochen des ersten Breies für das Kind singe man, wenn das Kind ein gutes Musikgehör bekommen soll.

Donnerstag und Freitag sind die angesehensten Tage der Woche. Ein Kiltgang am Donnerstag ist fast so viel wie ein Heiratsantrag. So wie das Wetter am Freitag ist, so ist es am Sonntag, der Freitag ist zum Doggeliaustreiben, zu Heilungen usw. der geeignetste Tag. Es ist möglich, dass der Tag der Frija hier noch nachwirkt, was um so wahrscheinlicher ist, als deren Wappentiere, die Katzen, sich grosser Beliebtheit erfreuen. Tritt man eine solche, so bekommt man Krampfadern. Das erste „Küechli“ gehört der Katze, ebenso das erste Stück Brot, das man mit einem neu gekauften Messer abschneidet. Beim Umzug nimmt man sie in einen Sack und lässt sie voraus ins neue Heim hineinspringen.

So viel ist mir aus Selbsterlebtem und aus Mitteilungen von Verwandten und Bekannten noch in Erinnerung. Es wäre mir leicht gewesen, viel mehr zu bringen — wenn ich auch, wie es oft geschieht, aus der Literatur geschöpft hätte. Aber manches, was als „Volksglaube“ aus Wuttkes, Lipperts

und Rochholzs Schriften übernommen wird, wäre in Wirklichkeit kaum noch aufzufinden, während dafür viel noch unbekannt und unverwertet ist, wie gerade die Gestalt des Neujahrmutti, der in den genannten und überhaupt in allen mir bekannten Sammlungen von Volksbräuchen fehlt.

Der Schwefelberg im Jahre 1695.

Mitgeteilt von H. T ü r l e r.



In seiner vortrefflichen Darstellung des Guggisberger Ländchens und seiner Bewohner im dritten Bande des Monumentalwerkes „Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums“ hat Pfarrer Dr. Emanuel Friedli die bescheidenen Anfänge des Schwefelbergbades geschildert. Dort ist ausgeführt, der Schwefelberg verdanke seine erste ausgedehntere Bekanntschaft nicht Kranken, obwohl sein „Gesundbrunnen“ oder „Schwefelbrunnen“ schon in alten Sagen genannt sei, vielmehr seien es allzu laute Aeusserungen strotzendster Gesundheit gewesen, welche in Schwarzenburg und in Bern die erste Aufmerksamkeit der — Polizei auf ihn lenkten. Die Aelplersonntage im August, die jetzt noch von fern und nah besucht würden, hätten viel junges Volk weidlich sich der Höhe des Himmels und der Ferne des Czars freuen sehen, so dass Verbote nicht ausblieben, als der Landvogt dessen inne geworden. 1726 seien „alle Unanständigkeiten bei unbefugt verkauftem Wein und gebranntem Wassern“ mit 100 Pfund Busse bedroht worden; bloss wer des Gesundbrunnens bedürfe, möge nach Bedürfnis Speise und Trank dorthin tragen. Die ersten Badegäste hätten noch nichts vorgefunden als „ein Sommercabinet aus Scheielinen und eine Bütte dareingestellt“; Quartier hätten einzig die nahen Stierenhütten geboten. Erst im Jahre 1779 bauten die Bergtheilhaber ein Badhaus, wozu die Obrigkeit für die der Pfrund Guggisberg zustehenden 6 Bergrechte einen Beitrag von 10 Kronen 2 Batzen zu leisten hatte. Sie